

Weiterbauen ist ein Akt der Verantwortung

Was tun, wenn eine Appenzeller Gemeinde sich neu erfinden muss?
Die diesjährigen Tage des Denkmals widmen sich den Themen



Weiterbauen im Appenzellischen: Gartenansicht von Thomas Künzles Hausfamilie in Gais.

Anna-Tina Eberhard

Auf dem Dorfplatz von Gais in Appenzell Ausserrhoden läuteten früher kleine Glöckchen an den opulenten Spätbarockfassaden. Diese Glöckchen riefen eine internationale Kurgästeschar zur regelmässigen Einnahme von Molke auf. Die gesundheitsfördernde Wirkung des flüssigen Nebenprodukts der Milchgerinnung bei der Käse- und Zigerherstellung war schon seit der Antike bekannt, doch erlebte die Molkekur im Appenzellerland und in Graubünden im 18. Jahrhundert einen wahren Boom: Bei den unterschiedlichsten Leiden und Krankheiten – von Magenproblemen bis hin zur Tuberkulose – versprach man sich von der Molke Linderung.

Vor allem wurde die zwei- bis vierwöchige Molkekur, geprägt von einem Wechselrhythmus aus Trinken und Spazieren,

als perfektes Heilmittel gegen alle negativen Begleiterscheinungen einer bewegungsarmen städtischen Lebensweise verstanden. Das Kuren war ein gesellschaftliches Ereignis und Gais bald ein Hotspot der internationalen Hautevolee. Entsprechend akzentuieren doppelschweifige Giebel und Pilaster die klassischen Appenzellerhäuser am Gaiser Dorfplatz, die als Gast- und Kurhäuser eine mondäne Kulisse mit ländlichem Charme für den frühen Gesundheitstourismus im Appenzellischen bildeten.

Doch die aufkommende chemische Industrie machte dem Kurwesen mit ihren Pillen und Pülverchen den Garaus. Mit textiler Heimarbeit schaffte Gais es noch einige Jahre, den alten Wohlstand zu halten, bevor das Dorf in einem Dorn-

röschenschlaf versank. Auch die 1887 eingerichtete Gaiserbahn, die von St. Gallen heraufführte, konnte dies nicht verhindern. An ein Weiterbauen, das Thema der diesjährigen Europäischen Denkmaltage, war vorerst nicht zu denken.

Ein Aufschwung mit Fragen

Dies änderte sich erst mit der Jahrtausendwende: Als Einzugsgebiet von St. Gallen entdeckt, wurde Gais zur Destination für Eigenheimtrüme. Die Bautätigkeit nahm rasch zu, und unter der Maxime der inneren Verdichtung geriet auch das historische Ortsbild von Gais, das bereits 1977 den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes erhielt, wie andernorts unter Druck. Die Frage nach einem qualitativ hochwertigen Weiterbauen stand schnell im Raum.

Generell reagiert die Denkmalpflege als Disziplin vor allem auf Verlust Erfahrungen: Geboren im 19. Jahrhundert, als die Staatsbildungen, die Industrialisierung und der technische Fortschritt die europäischen Stadtlandschaften rasch und unumkehrbar zu verändern drohten, formulierte sich zunächst über private Zusammenschlüsse und Vereine der Wunsch nach dem Erhalt identitätsstiftender Bauten und Stadtbilder. 1915 rief der Bund die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege ins Leben. 1966 erliess er das Natur- und Heimatschutzgesetz. Im Laufe des 20. Jahrhunderts schufen die meisten Kantone eigene Fachstellen für Denkmalpflege, die sich mit der nächsten kollektiven Verlust Erfahrung beschäftigen mussten: Viele dörfliche Strukturen wurden dem rasant wachsenden Verkehr geopfert.

Zunehmend verliert die Schweiz nun ihre Landschaft. Um ihrer Zersiedelung entgegenzuwirken, wurde 2014 das revidierte Raumplanungsgesetz angenommen, das die Siedlungsentwicklung nach innen mobilisiert, indem Baulücken gefüllt, Siedlungen verdichtet und Industriebrachen umgenutzt werden. Die Kehrseite dieser an sich begrüßenswerten Entwicklung ist der dadurch erhöhte Druck auf historische Siedlungsstrukturen.

Die Frage nach Qualitäten und Wertigkeiten wird virulent. Uninspirierte Mehrausnutzung im Generalunternehmereinstreitsbrei verschandelt die Dörfer und Städte auf Generationen. Die Baukultur, deren wir so immer mehr verlustig gehen und die es aber dringend zu heben gilt, ist in aller Munde. Und ein Thema, das so alt ist wie die Menschheit auf ihrem Weg von der Urhütte zum Wolkenkratzer, ist damit aktueller denn je und bestimmt nun auch die Denkmaltage: das Weiterbauen.

Hausfamilie aus Alt und Neu

Dass dies auch hervorragend gelingen kann, zeigt sich in Gais. Im Zung, unterhalb des Dorfplatzes, nahe dem Bahnhof und dem Schulhaus war ein alter Stadel um 1808 zu einem bäuerlichen Fabrikantenhaus mit Gangschopf ausgebaut worden. Kontinuierlich wurde es erweitert und unter anderem 1910 um einen Backsteinbau zur Textilverarbeitung ergänzt. 2014 entschied sich der neue Eigentümer zusammen mit dem ortsansässigen Architekten Thomas Künzle, das heterogene Kreuzfirshaus zu einer Hausfamilie mit drei giebelständigen Gebäuden zu konvertieren und so eine zukunftsfähige, einfacher lesbare und ruhigere Baustruktur herauszuschälen.



Strassenansicht der Hausfamilie im Zung 2-4 in Gais, erstellt 2014-16: Weiterbauen im Kontext.

Der historische Wohnbau aus dem frühen 19. Jahrhundert im Osten wurde aufwendig und fachgerecht saniert, das kleine Backsteingebäude als Gelenkstelle ernst genommen und als Kleinwohnung zum Garten hin vertikal holzverschalt und mit Klappläden geöffnet, während der ehemalige, stark veränderte Ökonomieteil abgerissen und durch einen neuen Wohnbau ersetzt wurde. Der Neubau orientiert sich eng an der Appenzeller Haustradition, setzt diese aber in zeitgenössische Architektursprache um. Ziel, so Thomas Künzle, sei es gewesen, die Körnigkeit der historischen Substanz beizubehalten, aber auf keinen Fall eine Kulissenarchitektur oder gar eine Parodie zu schaffen.

Alt und Neu ergänzen sich gegenseitig: Jedes Element hat eine bestimmte Funktion und Bedeutung. Die ovalen Oculi des Altbaus inspirierten Künzle zum liegenden Ochsenauge im Giebel des Ersatzneubaus. Der Neubau ist minim höher als der historische klassizistische Wohnbau, nimmt sich mit seinen holzverschindelten Fassaden im dörflichen Kontext aber klar zurück. Insgesamt wurden an der Adresse im Zung 2-4 vier ganz unterschiedliche Mieteinheiten realisiert, die – eine Besonderheit im Appenzeller Kontext – über einen grossen Garten verfügen, der von einem öffentlichen Fussweg umschlossen wird und so die kurzen informellen Wegsysteme des Dorfes weiterstrickt. Der Rotbach südlich der Hausfamilie wird über Brücken mit eingebunden und das Dörfli so mit dem nahen Alpstein visuell verbunden. Die Bauherrschaft wünschte explizit eine Kommunikation der

Häuser nicht nur untereinander, sondern auch «über den Gartenhag» hinweg.

Historisch durch den Niedergang des Molkekurwesens bedingt, ist das Weiterbauen in Gais ein eher jüngerer Phänomen, trotzdem hält sich die lokale Tradition in diesem Gebiet auf hohem Niveau: Schon zwischen 1930 und 1960 versuchte der 1903 in Teufen geborene Zimmermann und Architekt Johannes Waldburger die traditionelle Appenzeller Architektur weiterzuentwickeln. Wie der berühmte Bauhauslehrer Johannes Itten war er ein überzeugter Anhänger der Mazdaznan-Lehre, konzentrierte sein breites Schaffen allerdings fast ausschliesslich auf seinen Heimatkanton. Dort baute er ihn in modernen Materialien und Konstruktionsweisen weiter. Allein in Gais zeugen acht Neu- und Umbauten von seiner Handschrift.

Seit den 1980er Jahren schöpft auch der Herisauer Architekt Paul Knill aus der reichen bestehenden Tradition des Appenzellerlandes. Gerade weihte er in Gais ein Laubenganghaus in Holzschindeltechnik mit preiswerten Wohnungen für das Klinikpersonal vor Ort ein. Es bildet zusammen mit den drei Bauten von Künzle einen spannungsreichen neuen Strassenraum entlang des Zung.

Dass aber nicht allein auf die Kenntnis und das Können von einzelnen Architekten vertraut werden darf, dessen war man sich in Gais schnell bewusst. So lancierte der ehemalige Denkmalpfleger von Appenzell Ausserrhoden Fredi Altherr zusammen mit der kantonalen Kulturstiftung unter Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger 2010/11 die Initiative «Bauen im Dorf». Anhand von sechs konkreten Beispielen zeigt diese, wie Dorfkerne in zeitgenössischer Architektursprache für verschiedene Lebensentwürfe gebaut und belebt werden können. Künzle und Knill waren natürlich auch mit dabei.

Bauherrschaften sind gefordert

So sind es doch insbesondere auf dem Land oftmals Einzelbauten, die sich zu spannenden Räumen addieren. Volumen und Setzung sind meist noch entscheidender für ein stimmiges Ortsbild als in der Stadt. Bauherrschaften tragen somit grosse Verantwortung. Wie wichtig die Befähigung des Bauherrn war, wussten auch schon Alberti, Filarete oder Palladio, die ihre Architekturtraktate in der Renaissance nicht an ihre Berufskollegen richteten, sondern klar an den Bauherrn adressierten.



Ein öffentlicher Platz, wo zuvor keiner war: Alterswohnen der Genossenschaft Schiterberg mit Gemeindeverwaltung in Kleinandelfingen, eröffnet 2014.



Strassenansicht der Hausfamilie im Zung 2-4 in Gais, erstellt 2014-16: Weiterbauen im Kontext.

Diese Trägerschaften können sehr heterogen sein: Neben private Bauherren treten öffentliche und neben den Einzelakteur Kollektive oder Konzerne. Das Haus greift zuweilen in den Raum hinaus und verändert das örtliche Gefüge nachhaltig. Als das Gemeindehaus aus den 1960er Jahren in Kleinandelfingen im Zürcher Weinland ausgedient hatte, übernahm ein Bürgerforum die Verantwortung. Unterdessen als Genossenschaft organisiert, beauftragte dieses 2012 das Schaffhauser Architekturbüro Meyer Stegemann, das einen Neubau auf rhombenförmigem Grundriss vorschlug. Alterswohnungen und die Gemeindeverwaltung sollten unter dem Doppelgiebeldach, das sich in die intakte Dachlandschaft einfügt, Platz finden. Das Volumen wurde verdoppelt, aber zugleich ein öffentlicher Platz vor dem sanft geknickten Bau in dem Ochsenblutrot der umliegenden Fachwerke geschaffen.

Dieses Jahr zog die Landi nach. Für sie errichtete das gleiche Architekturbüro auf einer schwierigen, da eiförmigen Parzelle südlich des Gemeindehauses ebenfalls Alterswohnungen. Meyer Stegemann wählten einen V-förmigen Grundriss, der drei Giebelfassaden ermöglichte und mit einer umlaufenden Holzschalung an Schopfbauten denken lässt. Die Wertschöpfung erfolgte in der Region, da das reine Holzhaus aus dem Schlag von Andelfinger Wäldern gefertigt wurde.

Klar wird mit dem Blick auf Gais und Kleinandelfingen, dass das genaue Hinsehen für die Bauqualität zentral ist. Kenntnisreich begleitet werden Bauherrschaften und Architekten von der Denkmalpflege und dem Ortsbildschutz, genauso wie von den mehr oder minder versierten Gemeinden. Doch das Hinsehen ist eine Kompetenz und Verantwortung, die letztlich dem Urduo des Raumschaffens, dem Architekten und vor allem der Bauherrschaft, obliegt.

Europäische Tage des Denkmals, 12./13. 9., schweizweites Programm mit Spaziergängen und auch Online-Inhalten unter hereinspaziert.ch.

Britta Hentschel ist promovierte Architektur- und Kunsthistorikerin. Sie lehrt Architektur-, Kunst- und Städtebaugeschichte an der Universität Liechtenstein und ist im Schweizer Ortsbildschutz und in der Denkmalpflege tätig.